Die Reise nach Ikarien.

Roman von H. Teichmann.

(21. Fortsetzung.)

„Ich glaube, gnädige Frau, Sie haben falsch gelesen. Wie könnte sich ein so schönes, junges Mädchen für einen ältlichen Ehemann interessieren? Wo ihr die ganze Welt offen steht! Nein, ich kann es nicht glauben, und es wird mir deshalb nicht schwer fallen, Ihre falschen Schlüsse zu vergessen. Aber noch einmal bitte ich Sie: unterstützen Sie meine Frau nicht mehr."

„Wenn ich nur klar einsehen könnte, weshalb Sie ihr das kleine, unschuldige Vergnügen nicht gönnen wollen."

„Aber ich sagte es Ihnen schon: weil Gerta alles vernachlässigt. Ein paarmal schon war die Küche kalt, wenn ich nach Hause kam. Sie hatte einfach vergessen, für ein Essen zu sorgen. Von anderen Dingen gar nicht zu reden. Ja, wenn sie schriebe, ohne daß ich es so empfindlich merkte — wenn sie, wie früher, meine aufmerksame Gefährtin wäre — dann könnte ich mich sogar freuen. Aber sie versteht kein Maß zu halten."

„Ich werde mit ihr sprechen, Herr Heide. Und was ich noch sagen wollte — ich sehe, Sie wollen schon gehen — wie sind Sie mit der neuen Kontoristin zufrieden?"

Heide stand schon an der Tür. Nun wandte er sich zurück und zuckte die Achseln: „Sie ist weiblichen Geschlechtes. Man muß Rücksicht nehmen."

Frau Longenscheit sprang auf und rief hart: „Warum Rücksicht nehmen? Sie ist gut bezahlt wie eine männliche Kraft. Folglich muß sie dasselbe leisten."

„Das ist fast nirgends der Fall, wo weibliche Kraft in Diensten steht. Deshalb gehört eben die Frau in ihren Kreis und soll den Männern die andere Arbeit lassen."

„Das werden wir heutzutage nicht mehr ändern. Aber ihr Männer seid selbst schuld daran, wenn die Frau mehr Rücksicht verlangt als der Mann in gleichem Alter und gleicher Stellung. Ich stehe außerhalb des modernen Getriebes, ich sehe alles objektiv. Aber ich muß sagen — obgleich ich selbst ein Weib bin und selbst in ungewöhnlicher Stellung — daß die Mädchen von klein auf zu viel Rücksicht genießen. Schon in den Mittelschulen. Sie werden nicht so geprüft wie die männlichen Studenten — aber sie haben die gleichen Rechte, erringen dieselben Vorteile. Ihr Männer seid ja selbst schuld daran. Behandelt doch das weibliche Geschlecht so, wie es verlangt wird. Nicht immer mit der zarten Rücksichtnahme. Mich empört das immer, wenn ich es sehe oder höre. Schon in der Volksschule wird mit zweierlei Maß gemessen. Und das geht dann so fort bis hinauf. Aber merkwürdigerweise werden am meisten die hübschen berücksichtigt. Und darauf stützen sich die weiblichen Stellensuchenden. Damit rechnen sie. Da soll und muß noch eine Reformation eintreten."

„Gnädige Frau, das wird nicht der Fall sein. Denn die Geschlechter ziehen sich naturgemäß an. Der Mann nimmt dem weiblichen Geschlecht gegenüber immer eine huldigende Stellung ein — schon dem kleinen Kinde. Das ist in der Natur begründet. Sie finden das Gleiche selbst bei den Tieren. Sie werden's nicht ändern."

Hart und erbittert rief die Frau: „Nein, ändern kann ich es nicht. Aber die Männer wird die naturgemäße Strafe ereilen. Sie werden aus lauter Rücksicht zum fremden Weibe — ich sage nur, zum fremden — zur Seite gedrängt werden. Und es geschieht ihnen dann recht."

„Wie können Sie so hart gegen ihr eigenes Geschlecht sein?"

„Weil ich selbst ringen mußte. Ich gehörte nicht zu den Schönen, Anziehenden, Koketten. Mir wurde nie und nirgends Rücksicht gewährt. Ich mußte kämpfen — und ich bin deshalb wohl so kalt und nüchtern geworden."

„Wo sind wir hingeraten?"

„Das hängt alles innig zusammen, Herr Heide. Mit der heutigen Frauenfrage. Die Frau spürt ihre Macht und Kraft, die oft in der Schwäche liegt und die für die meisten Männer einen so großen Reiz hat."

„Ich beobachte immer scharf und richtig, Herr Heide. Immer. Vergessen Sie das nicht."

Bedeutungsvoll hatte sie diese Worte gesprochen. Heide verstand sie wohl und ging in seltsam wirren Gedanken in seine Wohnung hinab.

* * *

Zwischen Georg und Gerta war ein ängstlich beobachteter Waffenstillstand eingetreten. Ein Waffenstillstand mit einem heimlichen Unterstrom, der einem vorsichtig geführten und doch fast feindseligen Kampfe glich. Und Gerta rieb dieser Kampf auf. Sie schrieb nur nicht, wenn sie sicher war, ihr Mann könne sie dabei nicht überraschen. Sie hatte sich den Wecker zum Schreibtisch gestellt, der sie zu einer bestimmten Stunde in die Küche rief. Sonst hätte sie die Zeit vergessen.

Und wenn das harte, gelle Geklingel durch den Raum schallte, war es Gerta immer, als griffe jemand mit eisernen Fingern in ihre Nerven. Sie warf dann die Feder beiseite und ihr ganzer Mensch bäumte sich auf gegen den harten Zwang, dem sie unterliegen mußte. In solchen Stunden haßte sie ihren Mann und sehnte sich tausendmal hinaus aus der Enge der Häuslichkeit. Sie hatte das sichere Gefühl: wenn ich frei wäre, würde mein Name bekannt — berühmt. Alle in ihr schlummernden Kräfte würde sie ihrer Arbeit widmen können.

Georg sah den stillen Kampf seines Weibes. Aber es kam ihm nicht in den Sinn, ihr denselben leichter zu machen. Er dachte: es ist eine Krisis. Vielleicht kommt sie leicht über hinweg. Und wie sie ausfallen möge, wird es gut für alle Teile sein.

Es war ein grauer Tag im März. Der Schnee begann in den Straßen zu schmelzen. Wie schmutzig graue Fetzen lagen die Reste in den Gassen, wohin die Sonne nicht reichte. Es floß, tropfte und rieselte von den Dächern. Schwere Wolken zogen düster über Johannesberg. Es war kein einladendes Wetter. Dumpf legte es sich über die Gemüter der Menschen. Schon tagelang war kein Sonnenstrahl über die alten Giebel geglitten. Und die Leute sehnten sich nach lauer Luft und Sonnenschein, der dies Jahr nicht kommen wollte. Gerta am allermeisten. Sie lebte seit Tagen in einer nicht zu beschreibenden Stimmung. Seit einiger Zeit kamen die fortgesandten Manuskripte mit beängstigender Beharrlichkeit zu ihr zurück. Waren sie schlecht? Begann sie sich zu erschöpfen? Aber sie fühlte es ja, in ihr sprudelte und rauschte es wie ein nie versiegender Quell. Die Einfälle, die Ideen kamen ihr bei den prosaischen Hausarbeiten, ob sie Erdäpfel schälte oder Strümpfe stopfte. Das konnte also nicht der Grund sein. Der mußte nur an der vielleicht flüchtigen Ausführung liegen, an der mangelhaften Ausarbeitung. Es war schließlich kein Wunder. Da glomm und wuchs wie ein Funke im Strohhaufen ein Gedanke in ihrer Seele empor, der nur eines kleinen Windhauches bedurfte, um ihn zur hellen Flamme anwachsen zu lassen.

An einem dieser schweren, grauen Märztage schritt Gerta durch die Straßen. Sie kam von Veltens, da hatte sie ihre Glückwünsche gebracht. Nun kehrte sie heim, in ihr ödes, freudloses Heim, das ihr wie ein Gefängnis dünkte. Da sah sie an einer Hauswand ein gelbes, schreiendes Plakat, das die Augen der Vorübergehenden förmlich auf sich zwang. Und Gerta ging über die Schmutz- und Schneelachen und trat vor das Plakat. Sie las: Heute abend um 8 Uhr wird die berühmte Schriftstellerin und Dichterin Alma Koreus aus ihren Werken eine Vorlesung halten. Die sind usw. Eine lange Anpreisung der Dichterin und der Werke kam nun.

Gerta las alles durch. Sie kannte die Schriftstellerin wenig. Aber sogleich stieg der Wunsch in ihr empor: „Ich muß hin, will sie sehen, womöglich sprechen." Wenn ihr Mann nicht mit wollte, ging sie eben allein.

Erregt lief sie nach Hause. Sie setzte sich heute nicht zum Schreibtisch, alles in ihr war zu unruhig, zu abgelenkt. Ungeduldig wartete sie auf ihren Mann. Sie hatte ein gutes Nachtmahl bereitet, um ihn versöhnlich und bereiter zu stimmen.

Georg war freudig erstaunt, alles so behaglich und pünktlich zu finden. Er ließ es sich schmecken, war froh und gut gelaunt. Er dachte, als er Gerta so aufgeräumt wie selten sah: „Nun ist die Krisis vorüber. Mein Weib hat zu mir zurückgefunden."

Da sagte Gerta ziemlich unvermittelt:

„Willst du mir einen Gefallen tun, Georg?"

„Gern, Kind, wenn ich kann."

„O ja, du kannst, wenn du willst. Heute ist im „Deutschen Hause" eine Vorlesung der Schriftstellerin Alma Koreus. Ich möchte so gern teilnehmen. Es interessiert mich doch."

Fast leidenschaftliche stieß es Gerta hervor.

„Aber gewiß, Gerta. Da genügt doch nur ein Wort von dir. Ich vergaß, es dir übrigens mitzuteilen: Veltens gehen auch."

„So? Sie sagten nichts. Ich besuchte sie heute nachmittag."

„Sie nahmen wohl an, du wüßtest es schon von mir. Oder sie entschlossen sich erst jetzt. Wann ist Anfang?"

„Um 8 Uhr."

„Dann kleide dich nur gleich um, es ist sieben vorüber."

Gerta war glücklich und ein wenig gerührt von der selbstlosen Güte ihres Mannes. Er hatte eine böse, anstrengende Woche hinter sich und opferte ihr doch den freien Abend. Während sie vor dem Spiegel ihr Haar ordnete, sah sie im Glück zu ihrem Manne hinüber. Er saß über eine Zeitung gebeugt. Der schöne Denkkopf war schon ein wenig gelichtet, schien es ihr. Die Züge traten scharf aus dem mageren Gesicht. Er sah schlecht aus. Er strengte sich doch wohl zu sehr an, war der Kleinarbeit, der Sisyphusarbeit nicht gewachsen. Er gehörte auf ein anderes, größeres Feld, ebenso wie sie. Wie schön wäre es, wenn beide die richtige Arbeit fänden. Da kehrte wohl wieder ... Friede ein und die Liebe, die im Sterben lag. —

Der Saal war nicht eben voll. Die Johannesberger waren nicht literaturfreundlich gesinnt. An einem Tisch saßen die Pensionisten, deren das Städtchen eine Menge aufzuweisen hatte, an einem anderen die obersten Spitzen, die Honoratioren: Bürgermeisters, Frau Pohl, Apothekers, auch Frau Langenscheit und zu ihren beiden Seiten Gerta und Direktor Heide.

Gerta sah sich neugierig im Saale um. Sie war noch wenig in Gesellschaft gewesen. Sie bemerkte viele fremde Gesichter. Am nächsten langen Tisch saßen die jungen Mädchen Johannesbergs, fast lauter hübsche, anziehende Gesichter. Johannesberg war berühmt wegen seiner hübschen Mädchen. Sie lachten und guckten viel zum Nachbartisch hinüber, den die Junggesellen okkupiert hatten.

Georg hatte sich so gesetzt, daß er die frische Mädchengruppe beobachten konnte. Er hatte nun einmal eine Freude an holder, weiblicher Jugend. Sonst hätte ihn Gerta den ganzen Abend mit bitteren Gefühlen, mit eifersüchtigen Augen beobachtet. Heute dachte sie nicht daran. Sie sah nur auf die Tür, durch welche die Schriftstellerin kommen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Mangel der Tee-Einfuhr.

Kundige versichern, daß die feinsten Sorten von chinesischem oder japanischem Tee noch niemals in die Ver. Staaten eingeführt worden oder überhaupt über den Ozean gewandert sind, obwohl es nicht an Leuten fehlt, welche gewillt und imstande wären, einen geforderten extra hohen Preis für solchen Tee zu zahlen, — wenn sie ihn nur wirklich so bekommen könnten, wie er von Hause aus ist.

Aber wie es heißt, haben die gewissenhaften Exporteure im fernen Osten es unter den bisherigen Verhältnissen noch in keinem Falle gewagt, die überseeische Versendung dieser feinsten Gattungen Tee überhaupt zu versuchen, da sie wissen, daß das feine Aroma solcher Sorten bei der Beförderung über das Meer vollständig verloren gehen würde, trotz der besten Verpackung, die man hierfür bis dato kennt!

So verlautet wenigstens. Mit einer festgelegten Tatsache haben wir es in dieser Beziehung noch nicht zu tun. Auch Chemiker unserer Regierung sind dieser Frage schon näher getreten und haben sie zum Gegenstand einer Reihe von Experimenten gemacht, ohne eine bestimmte Erklärung oder gar ein Abhilfemittel gefunden zu haben. Aber Leute, welche den fernen Osten etwas kennen gelernt haben, glauben obige Angabe ohne weiteres und erzählen von wundervollem Tee-Gebräu, das ihnen gelegentlich in winziger Quantität vorgesetzt wurde, und dessen gleichen sie hier noch nie haben auftreiben können.

Tatsächlich ist noch immer etwas Geheimnisvolles an der Naturgeschichte des Tee-Geschmackes. Wissenschaftliche Untersucher führen jedoch ziemlich übereinstimmend die aromatischen Eigenschaften auf gewisse Essenzen — Oele und Aether-Substanzen zurück, die in so geringen Mengen in den Blättern vorhanden sind, daß man diese in Hundertpfund-Partien chemisch behandeln muß, um auch nur ein bischen von jenen kostbaren Substanzen gesondert zu erhalten! Und diese allein sind für die Preise des Tees maßgebend.

Es wäre durchaus nichts auffallendes daran, wenn diese flüchtigen Stoffe um so flüchtiger wären, je feiner sie sind und irgendwie unter dem Einfluß der Salzflut sich ganz verlieren würden, während bei den weniger feinen Gattungen Tee immerhin eine Verminderung erfolgte. Doch sind noch gründlichere Untersuchungen notwendig, um darüber vielleicht Gewißheit zu schaffen. Sollte die Salzflut wirklich als das „Karnickel" festgestellt werden, so sollte sich auch eine Verpackung erfinden lassen, welche unbedingten Schutz gegen diese Wirkung bietet. Sicher scheint übrigens, daß die aromatischen Substanzen auch mit dem Alter der Blätter abnehmen.

— Die Erklärung. Frau: Mir ist mein verstorbener Mann noch nie im Traum erschienen. Herr: Der traut sich wahrscheinlich nicht.

Ich komme nicht aus!

Einer jung verheirateten Frau gibt eine erfahrene Hausfrau die nachstehenden Ermahnungen:

Liebe Freundin! Du kommst nicht aus und schiebst diese traurige Tatsache auf die Ungunst der Zeiten und nennst sie aus diesem Grunde „trostlos".

Trostlos, was ist das für ein niederschmetterndes Wort! Es sollte nie im Munde einer jung verheirateten Frau, überhaupt in keines Menschen Munde zu finden sein, der das Recht in Anspruch nimmt, ernst genommen zu werden.

Ich war, als ich Deinen Brief erhielt, recht niedergeschmettert, denn ich fragte mich unwillkürlich: sind das die Früchte meiner Erziehung?

Also weil die Zeiten teure sind, kannst Du nicht auskommen, und mußt Schulden machen. Wer muß Schulden machen? Jedermann! Nein, ich behaupte dreist, niemand muß, aber jedermann kann und kommt dazu, wenn er im breiten Strom mitschwimmt, anstatt sich klarzumachen, was er tun darf. Bitte, denke doch daran, daß Du selbst es bist, der dein Schicksal macht. Nicht die Verhältnisse sind es. Die Verhältnisse sind wirklich nur dazu da, daß sie überwunden und beherrscht werden. Nicht wir dürfen uns von ihnen beherrschen lassen. Sieh Dich um, mein Kind, gleichzeitig mit der Teuerung macht sich eine Ueberstiegenheit der Ansprüche breit, die stutzig machen muß. Es ist sehr betrübend, aber lange noch nicht trostlos, wenn wir sehen müssen, daß eine junge Hausfrau nicht auf ihre Pleureuse, auf den seidenen Unterrock, auf dänische Handschuhe und tausend andere Dinge, die ihre Wohnung „behuglich" machen, verzichtet, weil sie nicht hinter ihrer Freundin zurückstehen mag. Nun, mein Kind, dann bleibt nichts anderes übrig, als mit dieser eleganten Bekannten das böse Gewissen zu teilen, das wirklich kein gutes Ruhekissen ist. Nimm dein Haushaltungsgeld, das immer noch reichlicher bemessen ist als das Deiner Ur-Großmutter zur Zeit der Freiheitskriege, und gewiß reichlicher als mancher Frau aus dem Arbeiterstande und „rechne". Teile ein! Das ist das große Geheimnis.

Du machst ein schiefes Gesicht und denkst: Das sind die alten Weisheiten meiner guten, altmodischen Mutter.

Gewiß, sie sind so alt wie der Sand auf dem Weg. Eben deshalb sind sie richtig. Zuerst denke an das, was zur Ernährung und Wohnung erforderlich ist. Dann gehe an Deine Kleidung und dann an Deine Zerstreuung.

Kaufe selbst ein, laß Dir nie mehr aufdrängen, als Du brauchst, bedenke Deine Küchenzettel — mache sie nicht flüchtig und im letzten Augenblick — sie seien „ausgerechnet". Immer wieder das böse Wort: „Rechne". Wie billig ist ein Kleid zu beschaffen! Aber kaufe es nicht zu billig — kaufe einen guten Stoff und laß das Kleid nicht nach einem auffälligen Schnitt machen, sondern wähle alles so, daß Du es drei Jahre tragen kannst. Drei Jahre! Du wirst sagen — wie schrecklich. Gewiß nicht — früher trug manche glückliche Frau ein Staatskleid so lange sie lebte. Besser noch wäre, Du kauftest Dir ein Schnittmuster und machtest Deine Kleider selbst. Fängst mit einem billigen Hauskleid an und kämst durch Uebung allmählich voran in dieser „Neuen Kunst". Und dann Deine Zerstreuung! Gehe mehr spazieren! Gewiß, es geht — wolle nur. Die Natur bietet jedem, der sie aufsucht, Genüsse feinster Art. Bilder so schön, wie sie kein Künstler wiedergibt — findest Du auch in der allerauspruchslosesten Landschaft. Vogelsang — Kinderlachen. — Was soll ich Dir alles sagen, was ein Gang über Feld bieten kann. Du weißt es ja selbst. Zeige Deinem Mann eine fröhliche Miene, die wird ihn glücklicher machen als ein seidenes Gewand. Würze das Mahl mit Frohmut, dann denkt er nicht an die fehlende Pastete oder den Braten und ißt sein Gemüse mit Kochfleisch. Schicke Dich in die Zeit — ich weiß nur diesen Rat! Wenn die Decke etwas kurz ist, liegt man krumm! Du meinst, das ist unbequem! Gewiß — aber immer noch besser als „nicht auskommen".

— Heiße Liebe. „Ihre Braut hat etwas stark gerötete Wangen." — „Dafür ist sie auch meine — Flamme."

— Kindermund. — Elschen: „Mama, möchten wir unserem Fiffi das Halsband nicht lieber abnehmen im Zimmer? Wenn er dann hinauskommt, erkältet er sich womöglich!"

— Er hat recht. Während der Mittagsmahlzeit fragte der etwas salbungsvolle Großpapa seine Enkelsöhne, was sie einst werden wollten. Beim Jüngsten angekommen, meinte er: „Nun, Karlchen, was willst du denn werden?"

„Satt!", sagte der kleine Knirps und aß weiter.

Die Frau im Wirtshaus.

Eine Umwälzung im Berliner Gesellschaftswesen.

Es ist noch gar nicht so lange her, da wurde in deutschen Großstädten jedes weibliche Wesen, das sich allein in ein Restaurant oder in ein Kaffeehaus setzte, immer mit bedenklichen Augen angesehen. Sie konnte noch so bescheiden angezogen sein, noch so zurückhaltend auftreten, — es entsprach einmal nicht dem germanischen Sittenkodex, daß die Frau sich dieselben Erfrischungen und Genüsse auf eigene Faust gestattete wie der Mann. In Begleitung des Mannes — oh, da war es etwas ganz anderes! An der Spitze dieser rückständigen Anschauungen stand die Reichshauptstadt Berlin, wo es noch vor zehn oder zwölf Jahren oft wirklich kein Vergnügen für eine alleinstehende Frau oder ein junges Mädchen war, dauernd in einem Restaurant zu verkehren. Die männliche Logik kam auf diesem Gebiete zu den sonderbarsten Schlußfolgerungen, man führte damals besonders ein Restaurant an, wo jeder einzelnen Dame ohne Begleitung, mochte sie noch so zurückhaltend auftreten, vom Personal einfach die Bedienung verweigert wurde. Dagegen konnten Männer eine noch so fragwürdige Begleitung bei sich haben, sie wurden immer gern aufgenommen. Man kann in dieser Beziehung in Berlin einen deutschen Umschwung feststellen. Man sieht jetzt die Frau, nicht bloß jene Erscheinungen, die man als „großstädtisch" zu bezeichnen pflegt, sondern die Frau und auch das junge Mädchen der bürgerlichen Kreise recht häufig allein oder in Gruppen, aber jedenfalls ohne allen sogenannten männlichen Schutz im Wirtshause. Und sie bildet nicht mehr wie früher den Zielpunkt aller männlichen Blicke, sobald sie eintritt. Die Männer haben sich daran gewöhnt, sie machen innerlich keine Glossen mehr über die ins Wirtshaus gehende Frau oder, wenn sie sie machen, behalten sie sie klüglicherweise für sich. Ja, bisweilen kann man den Eindruck haben, daß dieser Typus von neuen Frauen eine gerade in der Reichshauptstadt sehr erfreuliche Verbesserung der Wirtshaussitten herbeigeführt hat. Es wird weniger geraucht in den Speisestunden, die Herren sprechen weniger laut, sobald sie bemerken, daß am Nebentisch eine Dame sitzt, die zuhört. Vielleicht könnte man glauben, die Entwicklung würde noch einen Schritt weiter gehen und allgemein zu besonderen Räumen für Frauen in Restaurants und Bahnhöfen führen, wie sie in England häufig zu finden sind. Aber, von Ausnahmefällen abgesehen, ist diese Entwicklung in Berlin nicht so sehr wahrscheinlich. Es wird immer einen Unterschied der deutschen Frau von der englischen bilden, daß sie auf keinem Gebiete, auch nicht im Wirtshauswesen, zur Absonderung vom Manne neigt. Und sie hätte ja dazu auch gar keinen Grund, nachdem die Männer so vernünftig geworden sind, nicht mehr in jeder Dame, die sie im Wirtshaus erblicken, ein emanzipiertes oder bedenkliches Wesen zu sehen.

Es ist übrigens wahrscheinlich, daß der Umschwung keineswegs durch innere Einsicht oder Umkehr der Männer hervorgebracht ist, sondern durch den wachsenden Einfluß, den gerade in der Reichshauptstadt seit zehn Jahren die arbeitende Frau ausübt, einen Einfluß, der noch immer im Steigen ist. Als man die Frau in das öffentliche Leben hinausschickte, um zu arbeiten, mußte das Wirtshaus eben als Folgeerscheinung mit in den Kauf genommen werden. Für so viele junge Frauen, die in kaufmännischen, technischen Berufen, in Werkstätten und Bureaus tätig sind, geht es nicht an, in der Mittagspause die oft sehr weite Entfernung nach ihrem Heim zurückzulegen und sich dort in Hast und Eile ein Mittagsmahl zu bereiten. Da bedient sie das nahe Wirtshaus besser und billiger, und des Nachmittags, nach Schluß der Geschäfte, ist eine Stunde im Café oder in der Konditorei eine wahre Erholung. Das Beispiel, das diese Gattung von Frauen gibt, ahmen die andern, die wenig oder nichts zu tun haben, nach. Die jungen Mädchen, die vom Tennis kommen, setzen sich zu zweien oder oder dreien in eines der eleganten Cafés des Westens, wo man über das blumengeschmückte Geländer weg das Straßenleben beobachten kann, und schlürfen Eis oder Schokolade. In den Gartenrestaurants im Freien sieht man häufig an schönen Nachmittagen ganze Stammtische von älteren und jüngeren Frauen, die entweder ein Glas Bier oder den geliebten Kaffee trinken. In den Luxusrestaurants des Westens trifft man zu sehr vorgerückter Stunde auch oft ein weibliches Publikum, das gut bürgerlichen Kreisen entstammt, aber das ist ein ganz anderer Typus Berlinerinnen als die oben gezeichneten und unterscheidet sich schon von ihnen dadurch, daß er niemals ohne männliche Begleitung ist.

Das „Telegraphieren" von Bildern in ihren natürlichen Farben ist die Errungenschaft eines italienischen Erfinders.

Aus Panamas Bestienwelt.

Steigende Fluten treiben viele dieser Tiere aus ihren alten Schlupfwinkeln.

Wie man aus Panama schreibt, bietet sich jetzt in der Zone des Kanals, besonders in der Gegend des Gatun-Sees, mehr Gelegenheit, als je zuvor, einen großen Teil der Bestienwelt von Panama kennen zu lernen; doch ist auch die Gefahr von manchen derselben entsprechend größer geworden, wie schon manche Arbeitsleute der Zone zu ihrem Mißbehagen bemerkt haben!

Infolge des Steigens vom Wasser in jenem See nämlich sind die Tiere in dem ganzen überschwemmten Gebieten auf höheres Gelände getrieben worden; und sie leben jetzt viel enger zusammen, als sonst ihre Gewohnheit gewesen war, und kommen dem Menschen häufiger in die Quere.

Unter diesen Tieren sind namentlich Tapire, Wildkatzen, Panama-Löwen, Hirsche und Rehe, und auch große Schlangen, — alle in bedeutender Zahl, wo man früher nur hin und wieder eines dieser Biester bemerkt hatte. Ingenieure und andere, welche von den Dschungeln am oberen Gatun- und am Trinidad-Flusse kommen, wissen besonders viel darüber zu erzählen.

Entschieden die beste Nahrung von allem Wild in den Dschungeln von Panama liefert der Tapir, von den Eingeborenen bezeichnenderweise Bergkuh („vaca de Montana") genannt; in seiner äußeren Erscheinung gleicht er allerdings mehr einem großen Schweine mit kurzen Beinen. Dieses Tier ist aber auch am schwersten zu schießen oder zu fangen; es hat einen ungemein scharf entwickelten Gehörs- und Geruchssinn und entdeckt die Anwesenheit jedes ungewohnten Geschöpfes in den Dschungeln sofort. Wie dicht die Dschungeln auch sein mögen, so können sie das Tapir, dessen Schädel und Brust so außerordentlich stark gebaut sind, niemals aufhalten. Der Jäger muß mit dem Tapir rascher sein, als mit dem Rotwild, um Erfolg zu haben. In die Enge getrieben, kämpft dieses Tier, mit den Vorderfüßen, und kein Hund wagt es anzugreifen!

Jung gefangen, ist der Tapir übrigens leicht zu zähmen. Hirsche und Rehe sind in Panama ziemlich klein, und ihr Fleisch ist nicht so schmackhaft, wie man es anderswo gewohnt ist. Und die dichten Dschungeln machen die gewöhnlicheren Formen der Rotwild-Jagd nahezu unmöglich, während das Gesetz die Benutzung von Fallen und die Anlegung von Salz-Leckstellen untersagt. Lange auf der Lauer zu liegen, ist auch wegen der Schwärme von Moskitos und sonstigen Insekten recht unangenehm. Aus allen diesen Ursachen ist die Rotwild-Jagd an und für sich hier nicht recht volkstümlich; doch machen die Amerikaner mehr daraus, als die Eingeborenen.

Panama-Löwen und Wildkatzen werden meistens von den „Buschmännern" gejagt, welche Nachts an Lichtungen auf die Bestien warten, die dann kommen, um Hühnerhöfe zu überfallen. Die stolze dieser beiden Gattungen Raubzeug lassen sich im Markte von Panama für $2 bis $6 erstehen.

Die Panama-Wildputer, welche alle Anzeichen von „Heimweh" verraten, seit sie aus den überschwemmten Ländereien getrieben sind, lassen sich leicht am Saum des genannten Sees schießen; sie geben aber nicht mehr als eine Mahlzeit für einen Mann. Wildschweine oder „Peccaries" treten am oberen Chagres-Flusse häufig und in Herden auf; man muß aber schon ein gutes Stück über jenen See hinaus gehen, wenn man Jagd auf sie machen will. Und in noch weiterer Ferne, in den Gebirgen des westlichen Panama, müssen wilde Ziegen aufgesucht werden.

Verschiedene unheimliche Gattungen Schlangen sind aus Niederungen höher hinauf getrieben worden, machen sich auch auf Bäumen zu Hause. Schon in vielen Fällen sind Leute, welche mit Machetes die Dschungeln in der Umgebung des Sees zu lichten suchten, von solchen Schlangen ernstlich gefährdet worden, deren schlimmste die Panama-Klapperschlange ist, „Tomiga" genannt. Diese hat übrigens einen Todfeind in der Schwarznatter.

— In der Leihbibliothek. Backfisch: „Bitte, geben Sie mir das Buch da in dem roten Einband .... das ist gewiß eine Liebesgeschichte!"

— Ein Zerstochener. „Gegen Insektenstiche ist Rauchen der beste Schutz."

„Aber ich kann doch nachts im Bett nicht gut rauchen!"

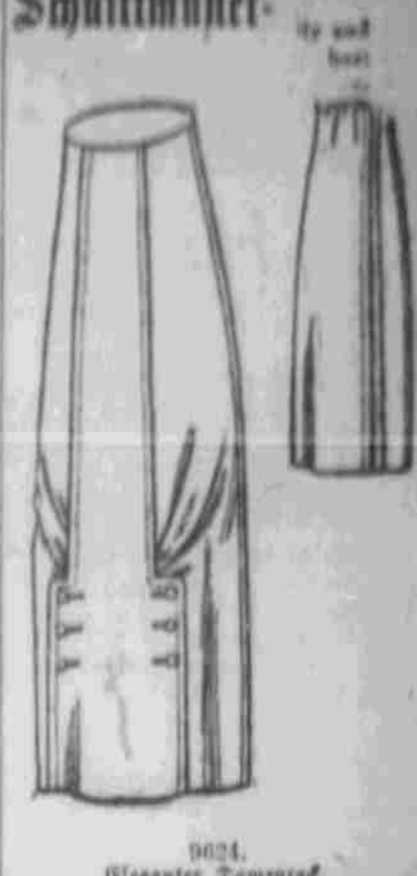
— Ein Gemütsmensch. — „Ich habe Ihrem Vater gesagt, daß ich ohne Sie nicht leben könne, teures Fräulein Alice."

„Und was hat er geantwortet?"

„Er hat sich erboten, die Beerdigungskosten zu zahlen."

— Druckfehler. Dem Sarge des entschlafenen Spritfabrikanten folgte ein Zug bekümme lter Leidtragender

Schnittmuster



9624. Eleganter Damenrock.

Weißer Linnen wurde für dieses Dessin benutzt, mit gehäkelten Knöpfen und Knopfschleifen aus Waschlitze als Verzierung. Das Dessin eignet sich auch für Chambrey, Gingham, Ratine, Serge, Percale, Sponge und Seide. Es hat eine fassonierte Panel-Front und drapierte Seitenteile, die mit einem Rückenteil zusammenstoßen, der tiefe Falten auf einer Seite hat. Das Muster ist in 5 Größen geschnitten: 22, 24, 26, 28 und 30 Zoll Taillenweite. Es benötigt 4 Yards 44zölligen Stoff für die 24zöllige Größe.

Preis des Musters 10 Cents.

„Neuer Frühjahrs- und Sommer-Katalog mit allen neuesten Moden jetzt fertig. Jeder Leserin der „Omaha Tribüne für 10 Cents zugesandt."

Bestellungs-Anweisungen;

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich an und schicke den Coupon nebst dem oben erwähnten Preis an das

PATTERN DEPARTMENT OMAHA TRIBUNE,

1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon

Ich wünsche Muster No. ......

.... Zoll Brust- oder Taillenweite. — 8

(Jahre .... bei Kinderfachen.)

Name ....

No. ...... Straße ....

.... Stadt ....

Die Speisekammer im Luftschiff.

Es ist durchaus kein Scherz, jeder Zeppelin-Luftkreuzer enthält eine kleine Vorratskammer, in der auf Bestellung der Passagiere jederzeit vom Luftkellner die appetitlichsten Gerichte vorbereitet werden können: Kaviar, illustrierte Brötchen, Obstkörbchen, allerlei Süßigkeiten, und dazu Apollinaris, Sherry, Wermut oder gar Sekt. Die Speisekammer in den höheren Regionen ist ein äußerst leichtes und luftiges Ding. Ihre Schränke und Tische wurden aus Aluminium hergestellt, und durch ihre Aluminiumfensterrahmen streicht fortwährend ein frischer, angenehmer Luftzug, denn „der Hauch der Grüfte steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte", durch die das rasche Fahrzeug in leichtem Fluge seine Insassen führt. Erfahrungsgemäß bringen die meisten Luftschiffpassagiere der Mitführung einer Speisekammer weitgehendes Verständnis entgegen. Das Fliegen macht Appetit, und da man immer noch nicht von der Luft leben kann — selbst dann nicht, wenn man sie aus allererster Quelle in vollen Zügen genießt —, so wird der Luftkellner, besonders auf Fernfahrten, lebhaft in Anspruch genommen. Wer sich also ein Billet zum Aufstieg in die Lüfte bei der Luftschiffabteilung der Hamburg-Amerika-Linie erwirbt, kann im Hinblick auf die erwähnte Speisekammer sicher sein, daß die Gesellschaft ihn, wie in ihren schwimmenden Hotelpalästen, auch in der Luft nicht verhungern läßt.

Monnerich. Als kürzlich ein Gewitter über unsere Gegend herniederging, kehrte der Ackerer J. Bicheler vom Felde mit seinem Gespann nach Hause zurück. Unterwegs scheuten die Pferde und gingen durch; die 21 Jahre alte Tochter Marie Bicheler fiel vom Wagen herunter und erlitt eine schwere Gehirnerschütterung und Armverrenkung.

In Frankreich hat man Preise ausgegeben für das beste automatische System zum Koppeln von Eisenbahnwaggons.